

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 15 (1972)
Heft: 3

Artikel: Über das Vorlesen
Autor: Niebelschutz, Wolf von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Plätze leer, die man leicht zu füllen dachte. Ich habe oft mit Einaudi gegenseitig in seiner und in meiner Bibliothek einige Ausgaben bestaunt und anderes, was fehlte, erläutert. Aber auch hier ist eine Lücke entstanden, die sich nicht füllen ließ. Einaudi entdeckte bei mir die Erstausgabe von Fichtes «Geschlossenem Handelsstaat». Ich hatte sie meiner Erinnerung nach in Berlin einmal auf einem Karren gefunden für 30 Mark. Da Einaudi sagte, sie fehle ihm in seiner Bibliothek und er habe sie nie erhalten können, habe ich ihm den Band zum 80. Geburtstag geschenkt. Seither ist mir die Ausgabe mehrmals in Antiquariatskatalogen vorgekommen. Ich habe einmal einen Freund gebeten, in Stuttgart bei der Ausstellung antiquarischer Bücher, wo der Fichte auch vorhanden war, ihn für mich zu kaufen, und dachte, daß jetzt wohl ein Preis von 125 Mark angemessen sei. Aber der Preis war nun 850 Mark. Mein Freund hat mit Recht auf den Ankauf verzichtet; ich besitze nun für mich ein Exemplar der Erstausgabe des Geschlossenen Handelsstaats, die ich einmal besessen hatte, nicht mehr. Ich habe das Werk zu angemessenem Preis nie wieder gefunden. Das ist Schicksal dessen, der Bücher kauft und Bücher an Freunde abgibt, die ihrer noch mehr bedürfen – und man kann glücklich

sein, wenn man den Text wenigstens in der ersten Gesamtausgabe von Fichtes Werken durch Fichtes Sohn besitzt, die ich aus dem Nachlaß von Alfred Weber erhalten habe.

Dieser Erzählung sind unter anderem die Abbildungen einiger kostbarer Bände beigefügt, die in diesem Artikel erwähnt sind. Sie mögen der Jugend, die heute den Büchern fremder gegenübersteht, beispielhaft zeigen, daß der Aufbau einer schönen, großen, lehrreichen Bibliothek nicht eine «kapitalistische» Angelegenheit, nicht nur eine Sache des Geldes ist. Ich habe begonnen mit dem erwähnten Assistentenwechsel von 250 Mark. Ich habe fortgesetzt 1927 mit dem Basler monatlichen Höchstgehalt von 1250 Schweizer Franken, und ich habe mit Frau und zwei Kindern nicht die Bücherkäufe reduziert. Das Geld allein tut es nicht. Es braucht Neigung zum Buch und zum Wissen, es braucht Liebe zum schönen Buch, und es braucht Glück, braucht Instinkt. Mögen diese kostbaren Eigenschaften der Jugend nicht verlorengehen. Dann wird wie beim Untergang der Antike, so auch beim Ausgang unserer Welt vielleicht die Erinnerung an Größe der Vergangenheit und die Hoffnung auf Größe der Zukunft bewahrt werden.

WOLF VON NIEBELSCHÜTZ

ÜBER DAS VORLESEN

Wir Heutigen lesen Goethes «Reineke Fuchs» und merken es nicht, daß er um Sprache fleht, um ein Echo, ein lebendiges Lachen. Wir Heutigen haben keine Zeit. Wir haben nur eben die Zeit, um Hekatomben von Romanen ohne Welt, von Schicksalen ohne Wahrheit, von falschen Gesten in uns hinein zu fressen, die uns eine kleine Weile beschäftigen, fortgelegt werden und schon vergessen sind. War es gut, ihnen die

Zeit zu opfern, die wir nicht haben, um die Ilias laut zu lesen? Denn freilich braucht es die fünffache Zeit des einen für das einfache Genießen des anderen. O fragt nicht, ihr Klugen und Finster-Ernsten. Wir wollen zerstreut sein und abgelenkt.

Das Vorlesen ist eine Schule des Geschmacks, eine Prüfung dessen, was man lesend für wertvoll befand und was sich nun auf die Dauer erweisen soll oder verworfen

wird. Denn indem man vorliest: bürgt man da nicht für das, was man wählte, und prüft man es nicht mit dem fremden Sinn mehr noch als mit dem eigenen? Unversehens besitzt man zwei Seelen, hört man mit vier Ohren, empfindet mit dem Argwohn des Gegenübers. Unversehens gerät man in die Rolle des Schauspielers, der von jenseits der Rampe gewertet wird, von einer Instanz, die alle Selbstliebe auflöst. Jedes Vorlesen hebt uns über die Rampe der eigenen, einsamen Verkapselung und schenkt uns das Erlebnis einer Gemeinsamkeit im Geiste, eines geselligen Zueinander und Füreinander. Es ist eine zweite Form des Gespräches und der Erkenntnis, in denen, nach Joubert, für das Zeitalter Platons das eigentliche Glück des privaten Lebens lag. «Die Athener hatten Geist und Gehör fein und kunstvoll ausgebildet. Ein störendes Wort hätten sie nicht einmal als Zitat ertragen.»

War nicht das Sinnbild des Dichters seit jeher die Leyer, mit der Orpheus die tote Geliebte zurücksang aus dem schweigenden Schattenlande der Unterwelt? Versuche niemand, Musik und Dichtung zu trennen. Musik ist die Mutter des Wortes, und ein geschriebenes Wort ist nur ein Aufbewahren, wie das Notenbild einer Sonate ein Aufbewahren ist: sein Leben ist Klang, auch wenn es Millionen von Kundigen gibt, denen das Notenbild genügen möchte, um zu hören. Jeder Vers ist ein Gebet um Musik, jede gültige Prosa folgt den Gesetzen der Melodie, selbst da, wo sie barbarisch auftritt und ihre Musenherkunft in einer Rebellion verleugnet.

Ein Saitenspiel ist uns gesetzt – soll es stumm bleiben? Getrauen wir uns nicht, es anzurühren, aus Angst, wir könnten es verstimmen? Freilich spielt sich kein Instrument von selbst; es braucht die Übung und das Vertrauen. Wir müssen vergessen, was uns die Schule an falschen Tönen, falscher Deklamation und falscher Verehrung des baren «Sinnes» als Alptraum hinterließ. Unsere Schule liegt in uns selbst, denn wie die Dichter ihr Göttliches haben, um zu sagen, so haben wir unser Göttliches, um zu hören

und das Gesagte immer von neuem vernehmbar zu machen. Das Reich der Kunst ist unendlich, kein Leben reicht aus, es zu durchmessen, aber immer, an jeder Kehre unseres Weges, bietet es uns die Hand. Sei es Dante, seien es die Rheinmärchen Brentanos, sei es der Taugenichts, der Geisterseher, die Kartause von Parma, seien es die Toten Seelen, der Don Quijote oder Mozart auf der Reise nach Prag – überall schaut uns das Leben an aus tausend ruhigen Augen, überall haben wir, was uns die Kunst lieb und teuer macht: den Blick auf die Menschen, wie sie wachsen, wie sie fühlen und denken, und wo ihre Größe liegt. Die Dinge hinter den Worten leuchten auf, wenn wir sie klingen lassen, denn der Klang zwingt uns zu jener Langsamkeit, die der Eilige im stummen Lesen nicht aufbringen mag. Das Geheimnis der fernen Horizonte enthüllt sich beim Sprechen – und wie oft bleibt es verschleiert, wenn nur die Augen durch die Zeilen irren, ohne den Punkt als Pause zu kosten, ohne den Gedanken nachzudenken, den ein Gedankenstrich auf das Leiseste andeutet. Wo aber nur Worte sind, da bleiben die Klangkörper der Sätze nackt, und kein Sphärenblau öffnet den Blick in die Ewigkeit, den nur die wirkliche Kunst besitzt. Ist es ein Zufall, daß am liebsten die Dichter vorlesen und am liebsten im kleinen Kreise, in welchem sie die Menschen kennen, ihre Mentalität, ihre Vorbehalte, die Art ihrer Geistigkeit? Hier entzündet sich das Höchste, was sie an Uneitlem besitzen: ihre Selbstkritik. Hier finden sie den Prüfstein ihrer Entwürfe, wenn die Entwürfe auf dem Wege sind, Werke zu werden. In mitternächtiger Klausur tönten ihre Perioden so schön, doch oft schon lag die Einsamkeit – in abendlicher Runde erweist sich, ob sie ehrlich sprach.

Entnommen dem kleinen Erinnerungsdruck «Die schönen Bücher. Plaudereien von Wolf von Niebelschütz» (Winkler-Verlag, München 1970), den Hanns Theo Schmitz-Otto und seine Gattin im Mai 1971 den Teilnehmern an der Jubiläumsversammlung unserer Gesellschaft in Bern schenkten.